

- Gott ist da, wo unser eigenes Leben ihn bezeugt und gegenwärtig werden lässt.
- Gott ist da, wo immer Menschen sich loslassen und sich dem unsagbaren, unergründlichen Grund anvertrauen; denn „Wer losläßt und springt, fällt in die Tiefe, die da ist, nicht nur insoweit er sie selbst ausgelotet hat. Wer sein Menschsein ganz annimmt . . . , der hat den Menschensohn angenommen, weil in ihm Gott den Menschen angenommen hat“ (K. Rahner, *Schriften IV*, 154).

## Aus der Not des Gebets

...

Fronleichnam. Die Choräle der Posaunen und des Domhors dringen wechselnd durch die Fenster und übertönen das Summen der Schreibmaschine. Die Fürbitten der Gläubigen hallen im Echo der Lautsprecher. Altvertraute Kirchenlieder. Ich liebe sie. Christkönig, alleluja. Sie stimmen mich sentimental. Erinnern mich an andere Zeit. Großer Gott, wir loben Dich.

Später stand ich an der Straße. Erstaunlich, wie viele Ordensschwestern es noch gibt. Auch jüngere. Ich machte, vielleicht auch weil andere es taten, das Kreuzzeichen, als das Allerheiligste an mir vorbeigetragen wurde. So wie ich das Kreuzzeichen machte, als Döpfners Sarg vorbeigetragen wurde. Unsinnig. Diese Hand konnte ja nicht mehr segnen. Aber ich machte mir das Zeichen des Kreuzes. Heuer trug ein anderer die Monstranz. Ich kniete mich nicht. Die anderen taten es nicht. Dabei hatte ich schon geschaut, ob sich der Gehsteig zum Knieen eignet. Ich kniete mich nicht. Es wäre auch egal gewesen. Die Zeiten, zu denen der Vorbeigetragene Wunder wirkte, die Kranken heilte, sie sind vorbei. Zurück bleiben die Kranken. Die, deren Herz leer ist und am Wegrand der Prozession stehen. Die nicht wissen, was sie sind: Hijob oder Sisyphus . . .

Ich habe in psychologischen und philosophischen Wörterbüchern nachgeschlagen. Motiv. Motivation. Um zu erfahren, warum mich der christliche Glaube nicht mehr motiviert. Nichts. Nichts von Bedeutung jedenfalls. Dabei glaube ich. Ich kann mir nicht vorstellen, etwas anderes zu sein

...

oder werden zu wollen als ein gläubiger Christ. Aber diese Gläubigkeit ist die eines Rationalisten. Oben. Wie oft schon habe ich mir selbst die Existenz Gottes bewiesen. Wie oft schon gesagt: Zu wem sollen wir gehen! Es gibt nur den. Ich finde es lächerlich, an Gott zu glauben und nicht auch dem, der die Worte des Lebens hat. Ich will nicht sagen, daß da kein Zusammenhang wäre. Der Zweifel des Kopfes schwächt das Herz, das auch. Aber es sind nicht die Argumente, die mir fehlen. Ich habe sie und kenne sie. Aber ich kann nicht fromm sein und meine es gut mit diesem Wort. Natürlich ist mir das Frömmigkeitsvokabular teilweise zuwider. So wie ich beten soll, denke ich nicht, und es fällt mir auf, daß auch die großen Entmythologisierer, die für die Glaubensformeln eine neue Sprache gefunden haben, in der Frömmigkeit reichlich einfallslos sind. Aber sie sind mir immer noch sympathischer als die, die den Jargon der Straßen und Kneipen, der Massenmedien und Schrebergärtner zum Gebet umfunktionieren. Es liegt nicht an den Worten. Am guten Willen? Ja, so werden es viele deuten, und ich kann es ihnen nicht verübeln. Sie werden mir sagen, daß man es eben probieren müsse. Einüben. Beten, auch wenn es finster bleibt. Durchhalten in der Nacht der Gottesferne. Ölbergstunden. Mystik der Nacht. Immer wieder versuchen, und wenn es nur der Versuch ist zu sagen, daß man es nicht kann: nicht beten, nicht meditieren. Eucharistie feiern. Tischgebete als Lüge empfinden. Predigten zum Davonlaufen . . .

Ich lasse in Gedanken Revue passieren. Die Christenheit mag heute an vielem leiden. Aber so lange man leidet, lebt man noch. Ich leide nicht. Nicht sonderlich. Ich rege mich nicht auf, kann mich nicht aufregen. Das rechthaberische Besserwissen römischer Kurialbeamter. Lefebvre. Oder König. Unfehlbar? Eine Anfrage – nicht an mich. Was redt ist, wird sich schon durchsetzen. Ökumene. Vereinigung derer, denen das Wasser bis zum Hals steht? Die Theologie unserer Zeit ist gut. Ihr soll man nicht die Schuld geben. Aber warum sind wir nicht mehr fromm? Freud würde sich heute wundern. Die Zahl religiöser Zwangsneurotiker wird kleiner und kleiner. Wo der Glaube nicht mehr zu religiösem Vollzug motiviert, ist er eigentlich schon tot. Warum motiviert er nicht mehr? Ich lasse in Gedanken Revue passieren. Aber was fällt mir ein? Plättitüden. Nichts als Plättitüden. Die naturwissenschaftliche Denkweise. Verlust der anderen Dimension. Verstrickt in die innerweltlichen Kausalgesetze, die alles nicht und alle nichts erklären. Der Deismus als unausgesprochene und gar nicht ausdrücklich bewußte Lebenshaltung. Gott hat die Welt geschaffen. Aber er läßt sie laufen. Technik. Wir leben in einer selbstgebastelten Welt. Sie verweist nach innen, nicht nach oben. Und ich weigere mich, die schöpferischen Leistungen unserer Wissenschaftler, Erfinder und Ingenieure zu bewundern. Warum sollte ich auch! Pluralismus als Weltanschauung: Keiner

hat mehr recht, und alle wollen sie recht haben. Unsicherheit allenthalben. Die Mehrheit hat recht. Natürlich nicht. Nicht automatisch. Aber die Mehrheit erdrückt. Pluralismus auch in den Lebensbereichen des einzelnen Menschen. Segmentierung hat es Luckmann genannt. Da paßt nichts mehr zusammen. Zusammenhanglose Stücke. Kein Puzzlespiel, das am Ende ein schönes Bild gibt. Nein, Lebensstücke, die so gestanzt sind, daß sie sich nicht ineinander fügen lassen. Wie mit Absicht verkehrt gestanzt. Es fehlt das alles Übergreifende. Die Arbeitswelt hat nichts mit der Weltanschauung zu tun. Die Freizeit nichts mit der Lebensversicherung. Das Auto nichts mit dem lieben Gott und der liebe Gott nichts mit dem Privatleben. Alles meinem Gott zu ehren. Heute nicht mehr. Rückzug auf die religiöse Haltung? Die Leute sind „trotzdem“ fromm. Sie wollen sich nur nicht in die Zwangsjacken religiöser Institutionen und Vorschriften verschnüren lassen? Faule Lüge . . .

Irgendwo anders muß es liegen, wenngleich alles bisher Genannte mitspielen mag in der Symphonie des Schweigens und der Leere. Woran liegt es? Was ist verloren gegangen? Warum motiviert der christliche Glaube nicht mehr zu vollzogener Frömmigkeit? Nur ein Beschränkter könnte meinen, daß Liturgiereformen dort noch etwas erneuern, wo nichts ist. Als man uns losließ zu neuen Formen der Frömmigkeit, das Beten der freien Gestaltung des einzelnen überließ, da schien das Hoffnung zu geben. Endlich so fromm sein, wie man wollte und konnte. Heute? Man sieht sie wieder. Die, die ihre Frömmigkeit gefunden oder wiedergefunden haben. Aber hatten sie sie je verloren? Ich habe sie verloren. Und es ist beileibe nicht die Zeitnot oder der Arbeitsdruck, der mich hindert. Nein, etwas ganz anderes. Es fasziniert nicht mehr. Der christliche Glaube fasziniert mich nicht mehr. Er ist Last, nicht Segen. Oder wie einer, der in einer Tombola einen riesigen Stoffbären gewonnen hat und nun nicht weiß, was er mit seinem „Glück“ anfangen soll. Weiterverschenken? Wenn ich nur wüßte, wer sich dadurch beglückt fühlt. Weiterverschenken, was man selbst nicht brauchen kann? Wenig überzeugend . . .

Ist es das? Ist dies die Wurzel meiner Unfrömmigkeit? Was will ich denn „im Glauben“ und „aus dem Glauben heraus“ eigentlich sein oder werden? Solange ich das nicht weiß, ist Frommsein leeres Ritual. Jenseitig? Das Wort klingt heute nicht mehr. Ich meine es gar nicht abwertend. Aber in irgendeiner Form hat es der Glaube doch mit dem Jenseits zu tun, und hier stelle ich zunächst einfach fest: Es reizt mich nicht. Gott ist Mensch geworden? Nett von ihm. Aber vorher hätte ich da noch ein paar andere Fragen! Auferstehung? Ich sehe nicht, wie sich die Ostererfahrung der Jünger sinnvoll anders interpretieren läßt. Aber ob ich auferstehen werde oder nicht, ist mir gleichgültig. Wenn nach dem Tod alles aus ist, aus wäre:

mir solls recht sein. Nichts zu sein ist nach dem Tod wie vor dem Leben. Vorausgesetzt, man droht mir nicht mit der Hölle, von der ich nicht weiß, ob sie ist. Wie viele Menschen teile ich einen Heiloptimismus, der gar keine Gründe hat. Wenn Gott ist, dann wird es schon irgendwie recht sein. Luthers Gewissensangst drückt mich so wenig wie die Höllenmeditationen der ignatianischen Exerzitien. Wie gesagt, ich weiß nicht, warum ich so optimistisch bin. Aber ich bin es. Nur: darum geht es jetzt eigentlich nicht. Der Glaube fasziniert nicht. Er packt mich nicht innerlich. Vielleicht verspricht er zu viel von dem, was zu weit weg ist. Jenseits. Das heilt nicht, wo es heilen sollte. Der Glaube gibt mir kein Ideal, keine „Leitidee“, kein Identifikationsobjekt, für das zu leben der Scheiterhaufen wert wäre. Sind denn die Frommen besser dran? Welches Lebensziel, welchen Lebensentwurf bietet mir der christliche Glaube? Ich kenne sie, die alten Formeln. Der Mensch ist geschaffen, damit . . . Da setzt es bei mir aus. Warum Gott loben? Warum danken? Er hat nichts davon, so werde ich von den großen Theologen belehrt. Ist nicht darauf angewiesen. Warum dann? Für mich? Aber was habe ich davon, wenn ich Ihn lobe? Und mit der Dankbarkeit ist das so eine Sache. Danken dafür, daß ich bin? Daß ich dieses mickerige Leben leben darf? . . .

Aber ich verheddere mich. Ich wollte anders denken. Logischer. Ich muß mich fragen, zu was denn der christliche Glaube animiert und motiviert, welches Lebensziel er mir gibt, welchen „Selbstentwurf“ er und nur er allein schenken kann, für den es sich zu leben lohnt. So zu leben, daß man besser dran ist als der Ungläubige. Das müßte sich doch zeigen lassen. Jenseitig? Das kann es wohl nicht sein. Nicht allein. Diesseitig? Oh ja, das sprudelt. Nur der Gläubige weiß sich von einer letzten Geborgenheit umfangen. Nur er kann dem Unsinn noch einen Sinn abgewinnen. Nur er kann im Jubel und Trubel der Zeit die wahre Gelassenheit der Welt gegenüber haben, ohne daß diese Gelassenheit zur Gleichgültigkeit wird. Einsatz für die Gerechtigkeit in einer Welt, deren Unrecht zum Himmel schreit. Hoffen, wo alles Hoffen scheitert. Brüderlich sein, wo einem der Bruder zuwider ist und auf die Nerven fällt. Wissen, daß alles in Gottes Hand ist; daß die Welt schon erlöst ist, auch wenn sie es sich nicht anmerken läßt. Die letzte Verantwortung der Freiheit in der Absolutheit Gottes verankert wissen, auf die wir zugehen. Zu werden, was man einmal eine Ewigkeit lang sein wird. Der barmherzige Samariter. Das Bollwerk gegen die totale Tyrannisierung des Menschen durch Macht, Technik oder beides. Erinnert sein, daß es auch noch andere Werte gibt. Sich in der Gemeinschaft der Glaubenden zu Hause wissen. Ist es das? Zielbild des christlichen Glaubens? Ich will mich nicht dümmer stellen als es sein muß. Es gibt bessere, ehrlichere und überzeugendere Kurzformeln des Glaubens. Und es

gibt vor allem die Menschen, die ihre Kurzformel des Glaubens leben und beten. Heilige sterben nicht aus. Aber was will ich als Christ sein und werden? Was kann ich einem Nichtchristen sagen, wenn ich ihm erklären soll, was er nicht hat und doch haben sollte? Hier ist die eigentliche Leerstelle. Das Jammern der Bischöfe, die Drohgebärden der Frommen, das gut gemeinte Auf-die-Schulter-Klopfen derer, die es können – es hilft nicht weiter. Es überzeugt nicht. Positiv. Positiv müßte etwas hingestellt werden. Wollte Er nicht Feuer auf die Erde bringen? Wo brennt es? Oder habe ich nur Angst vor den Brandwunden? . . .

In welcher Hinsicht kann sich der Christ eine echte Selbstverwirklichung denken, die dem Ungläubigen unmöglich ist? Grob gesagt: Was habe ich davon, wenn ich glaube, bete? Bin ich ein besserer Mensch? Kaum. Ist mein Leben reicher, erfüllter. Ist es engagiert? Den Menschen von heute scheint nichts mehr zu beeindrucken. Von Heilslehren aller Art distanziert er sich. Engagement wird zu den Jugendsünden gerechnet. Skepsis. Resignation. Nicht hereinfallen. Sich nicht hereinlegen lassen. Tun, was zu tun ist, ohnc ein letztes Ziel. Eines weiß ich: Wenn der christliche Glaube wieder faszinieren soll, wenn sich die Frömmigkeit von morgen nicht am christlichen Glauben vorbei ereignen soll, dann muß er auf jene Schichten im Menschen stoßen, die eine dynamische, aber noch unartikulierte Sehnsucht des Menschen zum Inhalt haben. Aber will der heutige Mensch noch etwas? Was sind diese verborgenen Wünsche? Wo ruft es, wo schreit es? Wo wird das Namenlose gesucht. Wo und was ist das „anonym Christliche“, die „anima naturaliter christiana“, die ansprechbar wäre? Und welchen Namen muß es haben, wenn es ansprechen soll? . . .

Der Schritt vom Glauben zum Glaubenvollzug, vom Wissen zum Gebet, von der „Haltung“ zum Tun! Zwei Dinge sind es, die nicht mehr rückgängig gemacht werden können, gar nicht mehr rückgängig gemacht werden sollen und die dennoch ihren Einfluß auf die – fehlende – Frömmigkeit unserer Zeit haben. Der Pluralismus, das Nebeneinander und die Segmentation unseres Lebens; und: Die Einsicht in die Eigenart des Wirkens Gottes in der Welt. Gott wirkt nur durch Zweitursachen. Ich halte diesen Satz für richtig und neu ist er auch nicht. Er ist nur angekommen heute und läßt keine Unterscheidungen mehr zu. Denn alles was geschieht, ist auch innerweltlich erklärbar. Hinter allem, was man früher einmal die Fügung und Vorsehung Gottes nannte, steht der Zweifel. Natürlich kann ich – ich sollte es sogar – in allem Gottes transzendentales Wirken erkennen. Aber trotzdem: Ein bißchen handgreiflicher hätte man's eben doch gerne. Einmal zu wissen, daß ein Gebet erhört wurde. Vielleicht wäre das kein Wunder. Aber es könnte Wunder wirken. Nur ich wüßte nicht, daß ich jemals erhört wurde. Mangelndes Gottvertrauen? Nein, nur eine Feststellung. Ich be-

...

zweifle nicht die Überzeugung derer, die sich erhört wissen. Aber ich tue mich schwer, dann, wenn etwas gut ausgegangen ist, Gott dafür verantwortlich zu machen. Ich könnte das tun. Ich kann es nicht. Falsches Gottesbild? Ich weiß nicht warum, aber alles was an Argumenten für das Bittgebet vorgebracht wird, ist von vornherein so „immunisiert“, daß alles und nichts mehr stimmt. Wie die Gesundbeter: Wird der Kranke gesund, dann ist das Gebet erhört. Wird er es nicht, dann war das Gebet nicht stark genug, das Vertrauen nicht groß genug oder Gott wollte es besser für den Kranken. Passieren kann da nichts. Gott heilt den Kranken immer – auch wenn nichts geschieht . . .

Aber lassen wir diesen dummen Exkurs. Warum kann ich mich nicht zum Gebet aufraffen? Warum ist mir die Messe innerlich zuwider? Warum nicht das tun, von dem mir der Verstand und die Einsicht sagen, daß es einen Sinn hat, weil es Mittel zum Ziel ist? So wird es ja immer wieder dargestellt. So wird es auch sein. Der Glaube lebt vom Gebet. Das Gebet aus dem Glauben. Bin ich zu stolz? Zu eigensinnig? Fehlt es mir an der nötigen Demut? Bin ich der heutigen Leistungsmentalität verfallen, die nur dann Energie aufbringt, wo etwas in die Scheunen eingefahren wird, etwas Greifbares, Handfestes, zumindest Spürbares? Ich spüre nichts. Das Gefühl, eine Pflicht getan zu haben. Das vielleicht. Aber das ist es doch wohl nicht, was man spüren sollte. Ist nicht das, woran Gott gelegen sein kann. Nochmals: Ich sehe und erfahre nicht, wie das Gebet – so kümmerlich die Versuche sind – meinen Glauben festigt. Richtiger: Ich sehe nicht, was es bringt. Es treibt mich nicht, drängt mich nicht. Besinnung. Besinnung auf das Letzte, das Eigentliche. Das könnte Gebet sein. Oder das demütige Sich-hinein-nehmen-Lassen in den Tod und die Auferstehung des Herrn. Das wäre sakramentales Gebet der Kirche. Ich weiß sehr gut, daß der Mensch den Sinn seines Lebens weder in sich hat noch ihn willkürlich setzen kann. Ich weiß es. Je älter desto mehr. Aber ich kann mich nur wiederholen. Ich weiß dies alles und tue nichts, nichts, was mich zufrieden stellen könnte. Was fehlt ist das Gespür (oder wie soll man es nennen!), auf Gott angewiesen zu sein. So wie ich an Gott glaube, in meiner rationalistischen Gläubigkeit, ist Beten nicht mehr tragendes Fundament. Warum und wozu und wofür sollte ich beten? Wo stehe ich. Hijob? Sisyphus? Christ?



Da lasse ich nochmals Revue passieren. Frömmigkeit. Gebet. Leicht war es nie. Auch früher nicht. Auch der Mensch früherer Zeiten konnte nicht gleichzeitig ackern und beten. Aber es scheint, als wäre sie früher noch dagewesen, diese Mitte, Gott. Es gibt das aus dem Glauben gelebte Leben. Man sollte es nicht einfach Frömmigkeit nennen, jedenfalls nicht Gebet.

Sonst belügt man sich zu schnell. Sonst läßt man ein eines für ein anderes gelten, das es doch nicht ist. Wo ist Gott, daß ich mich an ihn wenden kann aus einem inneren Anliegen heraus, nicht weil es sein soll? Wo spüre ich mein Angewiesensein auf ihn?

Ich habe es nicht sonderlich mit dem Alten Testament. Aber einen Psalm kann ich verstehen, weil da einer vor Gott fliehen möchte. In den Himmel, in die Unterwelt, an die fernsten Meere, in die Finsternis der Nacht. „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geist, und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesicht? Führe ich zum Himmel, so bist Du da. Nähme ich die Flügel der Morgenröte und ließe mich am fernsten Meere nieder: So würde auch dort Deine Hand mich führen und Deine Rechte mich halten. Und spräche ich: Die Finsternis wenigstens soll mich bedecken, die Nacht statt des Tages um mich sein, so wäre auch die Finsternis vor Dir nicht finster und die Nacht wie der helle Tag. Das Dunkel ist für Dich wie Licht“ (Psalm 138). Es ist unfair. Unheimlich auf jeden Fall. Ich bin ungefragt in der Welt. Ungefragt werde ich gehen. Und in allem Nichtgefragtsein ist Er da. Vielleicht so. Vielleicht das Erschrecken als Anfang. Vielleicht muß ein jeder von uns den Weg der Heilsgeschichte, gerafft zwar, aber persönlich nachvollziehen. Der liebe Gott, der auch die größte Dummheit und die letzte Gemeinheit noch segnen wird, dieser liebe Gott kann nicht der Anfang sein. Nein, der Gott, den man eigentlich lieber nicht hätte. Den man sich wegwünscht. Den man haßt. So haben Heilige von Ihm gesprochen . . .

Erfahrungen lassen sich nicht wie Herzen verpflanzen. Aber sie lassen sich intensivieren. Da bin ich. Ungefragt. Und in allem Ungefragtsein ist Er da. Wo? Im Himmel natürlich. Dort also, wo ich nicht bin und wohin sich dennoch ein Hoffen in mir ausstreckt, das auch dann noch da ist, wenn ich es verwünsche, wenn ich Tier sein möchte, das einfach „so“ lebt, nicht denken muß, nicht hofft, nichts wünscht, nichts ersehnt. Aber ich muß hoffen. Der Stoff, aus dem die Seelen gemacht sind. Und wo ich hoffe, dort ist er schon. Hoffnung, das ist ein anderer Name für Ihn. Wie Vertrauen. Im Himmel. Mit den Bruchstücken in den Händen suche ich das Bild. Nicht daß die Hoffnung der Himmel wäre. Weiß Gott nicht. Aber die Hoffnung, die ich hoffen muß, zerstört die Erde, und die zerstörte Erde ist der Himmel. Da ist Er. Ich entrinne nicht . . .

Die Unterwelt. Reich der Schatten und Toten. Dort hat Er nichts zu suchen. Das ist ganz meine Welt. Die Unterwelt der Angst, der Not, Verzweiflung, Sinnleere. Finsternis. Nicht sein. Nicht mehr aufstehen müssen. Einmal nicht mehr aufstehen müssen und einen neuen Tag beginnen. Hamlets Wunsch: Sterben, schlafen. Aber ich weiß es. Meine Angst ist nur ein Schrei. Mein Schmerz ist nicht das Schmerzgewinsel der Tiere. Aufschrei. Wissen, daß die Nacht Tag sein sollte. Und da laufe ich Ihm wieder in die

...

Hände. Ohne den Tag gäbe es keine Nacht. Ohne Licht nicht Finsternis. Meine Dunkelheit ist nur Seine Helle. Sie ist immer schon da. Er ist immer schon da. In allem, was ich nicht aufhören kann zu sein. Lieber nicht soviel daran denken. Vielleicht ist doch alles nur Einbildung. Phantasie. Nein! Das habe ich schon oft durchgedacht. Nachgerechnet gleichsam. Unterm Strich kommt immer Er heraus. Sonst wäre das alles nicht und könnte nicht sein. Erschrecken. Noch erschrecken, wieder erschrecken, je nachdem. Es ist mir zuviel. Laß mich doch meine Wege geh'n. Ich will's ja nicht besser. Aber ich sehe Dich vor mir, lächelnd, unberührt. Ich bin der ich bin. Es müßte langsam wieder wachsen. Neues wird wachsen müssen. Ein Keim vielleicht. Ich muß nicht suchen. Im Gegenteil. Ich wünsche, Er wäre nicht schon überall da, wo ich bin . . .

Aber wenn Du schon da bist! Ich weiß: Du hast Dich geoffenbart, wie wir so schön sagen. Auch da erschrecken wir nicht mehr. Seliges Erschrecken. Ich habe das alles im Kopf, ich weiß es – aber Welch ein Wissen ist das! Dankbarkeit drängt sich mir nicht auf. Ich meine, ich hätte es besser gemacht. Mein Sohn wäre nicht am Kreuz verblutet. Meine Brüder lägen nicht auf den Schlachtfeldern der Kriege. Würden nicht verhungern, an Krebs sterben. Ist es nicht ein schwacher Trost, wenn Du mir sagen kannst, Du hättest das alles auch mitgemacht, wenn Du es besser hättest machen können? Komisch. Als Mensch warst Du in der gleichen Situation. Halb Hijob, halb Sisyphus. Viel erreicht hast Du nicht und beschwert hast Du Dich auch. Ich will nicht rechten. Irgendwie hattest Du es leichter. Aber auch schwerer. Zwei Dinge wundern mich an Dir.

Einmal hattest Du ein schier endloses Vertrauen. Aber was war das nun? Das Gottvertrauen eines Menschen, der ein primitives Weltbild hatte? Du konntest beten, bitten, vertrauen. Konntest Dir denken, daß am Ende das Kreuz steht. Warst Du nun so vertrauensselig, weil Du nicht kanntest, was wir kennen, nicht wußtest, was wir wissen? Die Welt, die sich nach ihren inneren Gesetzmäßigkeiten herunterspult, gefühllos, rücksichtslos, ohne Antlitz. Oder wußtest Du etwas, was ich verloren habe? Staunen. Kind sein können. Uns will es nicht mehr gelingen, die beiden Enden zusammenzubringen. Und wenn uns das nicht gelingt, suchen wir die Frömmigkeit, die in allem und trotz allem vertraut und vertrauend betet, umsonst. Die Wissenschaften erklären alles. Aber was? Gott wirkt nur über Zweitursachen. Aber wo? Er wirkt. Nichts und alles. Das ist die Schwierigkeit. Eine Schwierigkeit. Wer überall ist, ist auch nirgends. Wer alles wirkt, wirkt auch nichts. Nichts Greifbares jedenfalls. Augustinus: Daß ein Menschenleben entsteht, ist ein größeres Wunder als die Auferstehung. Staunen. Wer Augen hat. Nicht so jämmerlich vordergründig. Sind wir im eigentlichen Sinn primitiv geworden? Die primitive Generation der Mensch-

heitsgeschichte, auch wenn oder weil die Computer sind? Staunen. Daß die Welt ist und wie sie ist. Wie Neues wird, daß überhaupt etwas wird. Wie vieles sich ineinander fügt. Da läßt sich leicht rechthaberisch sein. Niemand kann mich zwingen, mehr zu sehen, als ich sehen will. Fügungen. Schickungen. Konstellationen. Zufällige Begegnungen. Oder Ausdauer und Geduld. Vertrauen. Erhörung. Aber zuerst ist doch alles wieder Staunen. Die Lilien des Feldes. Stehen bleiben können und einen Augenblick innehalten. Betrachten. Staunen. Einen Anfang machen und der Welt ihre Selbstverständlichkeit nehmen, die hohle, leere Selbstverständlichkeit . . .

Und das andere, was mich an Dir wundert: Nichts Besonderes hast Du eigentlich nicht gelehrt. Warum also falsche Erwartungen? So enthusiastisch ist der christliche Glaube gar nicht. Eher anders. Auffanglager für die, die enttäuscht sind, angewidert, müde. Schuldig. Die nicht mehr ein und aus wissen. Die wissen, daß das Wichtigste im Leben nicht machbar ist. Ein Sinnapostel warst Du nicht. Du hast um Dich gesammelt, die den Sinn nicht wissen, die eigentlich genug haben. Solche Menschen hast Du sogar gesucht, bist ihnen nachgelaufen. Ist das die Umkehr, die Du im Sinn hattest? Was wolltest Du eigentlich, daß wir es anderen sagen? Kein Programm. Nicht die bessere Welt. Nicht hier und heute. Auch morgen nicht. Du wolltest doch nur, daß ich tue, was alle andern auch tun. Nur aus einem anderen Motiv heraus. Nächstenliebe. Gerechtigkeit. Sterben, Kreuz. Staunen. Vertrauen. Aushalten. Mitlaufen, da, wo sie alle gehen. Mittun, was sie alle tun. Aber aus einem anderen Grund, aus einem anderen Motiv. Mit ewigen Vorläufigkeiten läßt sich nicht leben. Dafür läßt sich nicht leben. Und ich weiß, daß ich das nicht will. Ich will Endgültiges. Endgültig Geltendes. Etwas, wofür es sich lohnt. „Bist Du es, der da kommen soll?“ Das Ende, das alles neu anfangen läßt? Bist Du das Ende des Erschreckens vor der Unheimlichkeit dessen, dem ich nicht entgehe? Bist Du Antwort? Vielleicht auch das ein Anfang. Anfängerhaft. Einmal so tun, als wärst Du nicht, als wärst Du nie gekommen und nie kommend – wo wäre dann ich? Wo meine Hoffnung, wo ein Halt, wo ein Ziel, das lohnt? Bei Dir kann das Unheimliche Heimat werden. . . .

Noch etwas. Werkzeug. Das warst Du schließlich auch. So wie Du, nur nicht so gut. Ein bißchen Liebe. Freude vielleicht. Ein wenig mehr Wärme. Sagen, daß es gut sein wird. Nicht alles so tierisch ernst nehmen. Helfen und zufrieden sein. Ich weiß auch das. Ich bin nur, weil es Dich gibt. Und Dich gibt es, weil Gott wie ein Kind ist. Ein Kind, das keine Freude, kein Glück, keine Liebe für sich behalten kann, sondern weiterschenkt, mitteilt, sich mitteilt. Kleinigkeiten. Bagatellen. Dem Außenstehenden sind sie lächerlich. Wer es erfährt, weiß es trotzdem. Werkzeug. Wissen, daß es nicht umsonst ist. Eine einzige Träne getrocknet, und das Leben hat sich

gelohnt. Lächerlich wenig und doch so elend schwer. Aber die Tränen sind da, auch wenn ich nicht weiß, warum Du erst weinen läßt. Jetzt sagt mir der Glaube, daß diese Tränen Deine Tränen sind. Dir sind sie getrocknet. Gut. Ich glaube Dir. Denn sonst wäre mir aller Jammer und jede Träne gleichgültig. Suche ich Dich? Brauche ich Dich? Oder bin ich schon bei Dir? Nein. Kein Abkürzungsweg. Nur Anfang. Schritte. Schritte auf Dich zu. Viel mehr als das stumme Gebet bleibt mir nicht, kommt mir nicht. Herr, daß ich sehe! Diesen Wunsch hast Du einmal erfüllt. Einmal? . . .

„Führe Du, mildes Licht, im Dunkel, das mich umgibt, führe Du mich hinan! Die Nacht ist finster und ich bin fern der Heimat: führe Du mich hinan! Leite Du meinen Fuß – sehe ich auch nicht weiter: wenn ich nur sehe jeden Schritt.“

Einst war ich weit, zu beten, daß Du mich führrest. Selbst wollt ich wählen. Selbst mir Licht, trotzend dem Abgrund, dachte ich meinen Pfad zu bestimmen, setzte mir stolz das eigene Ziel.

Aber jetzt – laß es vergessen sein.

Du hast so lange mich behütet – wirst mich auch weiter führen: über sumpfiges Moor, über Ströme und lauernde Klippen, bis vorüber die Nacht und im Morgenlicht Engel mir winken.

Ach, ich habe sie längst geliebt – nur vergessen für kurze Zeit.“

(Newman)

## Meditation als Verrat

Hans Urs von Balthasar, Basel

Dieser Titel soll dem von Josef Sudbrack „*Herausgefordert zur Meditation*“ (Herderbücherei 611) gegenüber nicht einen Gegensatz oder eine Alternative bilden, wohl aber eine mögliche Konsequenz aus der von ihm erfahrenen Herausforderung aufweisen. Die Christen sind durch die östliche Meditationstechnik und ihren Einbruch in den christlichen Westen, nicht zuletzt in sich christlich nennende Klöster, herausgefordert, dazu nämlich, diesem wichtigen religiösen Phänomen auf christliche Weise zu begegnen. Das heißt, auf die Weise, wie die Kirchenväter und die alten Mönche die ganz analoge Herausforderung der (möglicherweise auch von Indien be-